

Aus dem Leben eines Weltenbummlers. Teil 3, Das grässliche Hundegebell

Autor(en): **Hamburger, Martin / Felix [Puntari, Sreko]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **121 (1995)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-599211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das grässliche Hundegebell

VON MARTIN HAMBURGER

Können Sie sich vorstellen, dass Ihnen Ihr Todfeind das Leben rettet? Je nachdem werden Sie nachfühlen können, wie mir damals in der Camargue zumute war.

Es war ein traumhafter Sommer. Der Bus hatte mich nach Port Saint Louis gebracht, von wo aus ich der Küste entlang zu Fuss weiter wollte. Das Kaff gefiel mir, weil es schmutzig und unpektakulär und in keiner Weise idyllisch war, ganz im Gegensatz zum grösseren Saintes-Maries auf der anderen Seite des Rhonedeltas, das mir wie ein überdimensionaler Souvenirladen vorgekommen war. Das Zentrum des Hafensstädtchens schien ein kleines Bistro zu sein, vor dem zwei Typen an einem runden Tischchen vor sich hindämmerten, aus dessen Innenraum hingegen Jukebox-Musik und angeregt debattierende Stimmen kamen. Am Tresen standen Männer mit dicken Bäuchen, läti-wierten Armen und verschwitzten Gesichtern; sie tranken Bier oder Pastis und einen Schnaps, der so grün war wie der Hexentrunk in einem Zeichentrickfilm von Walt Disney. Ein Getränk von einer solchen Farbe hatte ich noch nie gesehen, also versuchte ich es. Es schmeckte nach Nasentropfen. Dennoch trank ich ein paar Gläser und ging dann zum Strand hinüber, wo einzelne Wohnwagen und Zelte standen. Drei Burschen flickten an ihren Mofas herum; sie sprachen Berndeutsch und waren Mechanikerlehrlinge aus Gümligen.

Obwohl es mir von dem grünen Schnaps alsbald schlecht geworden war – grauvoll schlecht –, und ich mich den ganzen Nachmittag wimmern im Sand gewälzt hatte, soff

ich mit ihnen bis tief in die Nacht hinein billigsten Rotwein.

Da ich nur mit Bodenmatte und Schlafsack unterwegs war, boten mir die Berner den noch freien Platz in einem ihrer Zweierzette an, um nicht als einziger draussen schlafen zu müssen. So kam ich neben Chrigel zu liegen, der hochgradig betrunken war, sofort einschlief und sich nicht mehr rührte, etwas später jedoch intensiv von einem Pissoir geträumt haben musste, denn er liess im Halbschlaf seine Unterhose runter und vollführte, auf dem Rücken liegend, einen langandauernden Springbrunnen – so selbstverständlich, als wenn er dabei stehen würde; und obwohl er nach Verrichtung dieses Geschäfts die Hose ordentlich breitete sich aus, und ich zog es vor, die Nacht doch im Freien zu verbringen.

Mit den Motorfahrrädern – mein Platz war der Gepäckträger – fuhren wir am folgenden Tag zum Hafen. Ein hässlicher Bastardhund rannte uns auf der Strecke über den Sand nach. Er schien eine Mischung zwischen Zwergpinscher und Wildschwein zu sein, kläffte vor allem mich an, versuchte nach meinen Beinen zu schnappen und tat, als wüsste er, dass das Hintendraufsitzen verboten ist – auch in Südfrankreich. Auf der Asphaltstrasse gab er die Verfolgung auf, erschien aber, als wir vor dem Bistro sasssen, wieder und knurrte mich scharf an.

Ein holländischer Kapitän, der mit einem Containerschiff wegen eines Streiks steckengeblieben war, erzählte in hektischem Englisch Seefahrerabenteuer à discretion. Er sei in Schanghai gewesen und nun auf dem Rückweg nach Hause; eine Strecke, die er schon zehnmal gemacht habe, eine schöne

Strecke, ein schöner Beruf, nur die Enthaltensamkeit mache ihm manchmal zu schaffen. Früher habe er seine Frau mitgenommen, jetzt gehe dies nicht mehr, weil die Kinder schulpflichtig geworden seien, doch seine chinesischen Freundinnen, die schlichtweg zauberhaft seien, machten das monatelange Warten wieder wett. Zur Krönung seiner Geschichten führte er uns zu seinem Schiff, zeigte uns alles, auch den Swimmingpool, den man dort kaum erwartet hätte, und lud uns ein, da es bereits auf den Abend zugeht, bei ihm zu übernachten. Keiner von uns hatte je in der Kajüte eines grossen Containerschiffes geschlafen, weshalb wir sein Angebot annahmen und den Rest des Tages in seiner Privatarbeit verbrachten.

Uebers Wochenende wurde der einsame Sandstrand von den Marsellern eingenommen, die familienweise mit Campinggrills und Luftmatratzen, Liegestühlen und Strohhütten, Sonnencremes und Gummihüllen hergefahren kamen, einen ungeheuren Lärm veranstalteten und am Sonntagnachmittag, einen Berg von Abfällen zurücklassend, wieder verschwanden.

Nachdem am nächsten oder übernächsten Tag auch die Berner Lehrlinge gegangen waren, blieb ich zwischen ein paar Steinen und einigen Gräsbüscheln allein zurück. Nur ein Schwarm rosafarbener Flamingos war noch da, der manchmal über mich hinwegflog, um hinter den Dünen aufzusetzen, und die Zigeuner, die hier ihren festen Standplatz hatten. Einer von ihnen, der mich mit

einer Literflasche Wein dasitzen sah, bat mich, ihm den Becher zu füllen und lud mich gleichzeitig ein, ans Lagerfeuer zu kommen, wo Fleischspiesse gebraten wurden. Es war einer der friedlichsten und herzlichsten Abende meines Lebens geworden, ja er hätte vollkommen werden können, wenn nicht auf einmal wieder dieser Bastard aufgetaucht wäre. Er ge-

hörte nicht den Zigeunern, schien also herumzustreuen und war unsympathisch wie Hunde es selten sind. Auf mich aber hatte er es nach wie vor besonders abgesehen. Er bellte mir ins Ohr, so dass ich mich mit dem Arm schützen musste, was die andern amüsierte. Ich hatte das Gefühl, dass in diesem Viech ein Mensch steckte, der mich beschimpfen will.

Schliesslich verschuchten wir ihn, indem wir uns erhoben und mit heftigen Zischlauten auf ihn losgingen.

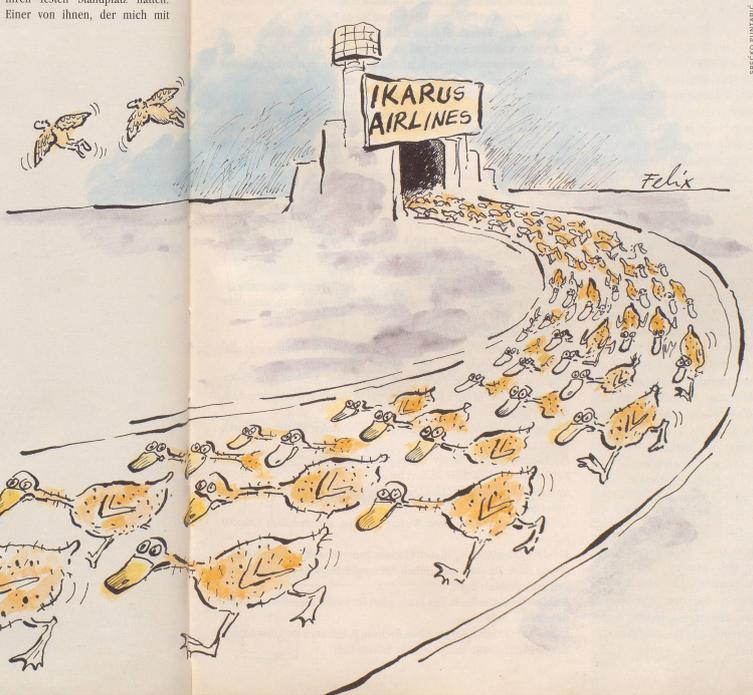
An jenem Abend – ich hatte mich von den Zigeunern längst verabschiedet – beging ich eine meiner zahlreichen Dummheiten. Da es eine warme Nacht war, hatte ich Lust, ein Bad zu nehmen. Nackt schritt ich ins

Meer hinaus, warf mich genussvoll in die Wellen und schwamm in die Dunkelheit. Dabei wurde mir bewusst, wie herrlich es ist, seine Energien im Wasser loszuwerden.

Nach einer Weile wandte ich mich um, in der Annahme, die Lichter des Hafens zu sehen; doch da waren keine Lichter. Weiter die eine noch die andere Stadt war von diesem Punkt aus zu sehen. Die Dunkelheit, die ich für relativ gelassen hatte, war auf einmal wusste ich nicht mehr, in welche Richtung ich geschwommen war. Auf einmal wusste ich nicht mehr, wo sich das Land und wo das weite Meer befand. Ringsum nur Schwärze. Auch das Lagerfeuer der Zigeuner muss erloschen gewesen sein.

Sollte ich nun einfach weiter-schwimmen, in der Hoffnung, die Richtung sei richtig? Geriet ich weiter hinaus, müsste ich aus dem toten Winkel herauskommen und irgendwann Lichter sehen. Fraglich war mir, ob ich dann noch die Kraft hätte, zurückzuschwimmen. Und was würde geschehen, wenn ich mich parallel zum Ufer bewegte? Ich begann zu rufen, was natürlich aussichtslos war, es hätte jemand direkt an der Brandung stehen müssen, um es zu hören. So ist das, dachte ich mir, ich werde also ersaufen. Es wird bestimmt nicht angenehm sein; allerdings, fiel mir ein – und das alles im Bruchteil einer Sekunde –, hat der Tod im Meer durchaus etwas für sich. Symbolisch betrachtet. Man kehrt dorthin zurück, wo das Leben auf diesem Planeten begonnen hat. Besser unauflösbar auf dem Meeresgrund liegen, als sich in einem phantasielosen Friedhof einreihen zu müssen.

Also schwamm ich ins Unge-wisse, da vernahm ich gehässiges, grelles Hundegebell. Es kam mir bekannt vor. Es war nur schwach zu hören, aber dort, wo es herkam, war Land. □



BRECCO PONTANO